

R.R. SUI  
DAS  
ERBE  
ROMAN



»Ich war immer allein. Mit meiner Mutter.  
Meine Mutter war immer allein. Mit mir.  
Meine Mutter lebte für mich und zerstörte ihr Leben.  
Nicht aber meines. Das tat ein anderer.«

Ich war nicht krank wie meine Mutter. Ich litt nicht unter Panikattacken, Schweißausbrüchen, dem Gefühl zu ersticken. Dass ich mich alleine mit mir selbst am wohlsten fühlte, war keine Lüge, sondern eine Empfindung. Es lag nicht an Lina, dass ich, außer beim Sex, keine körperliche Nähe zuließ, auch wenn ihr das schlecht zu vermitteln war. Und dass ich in der Nacht lebte, was sie mir immer wieder vorwarf, war eine Entscheidung, die ich für mich gefällt hatte, an dem Abend, am Fenster stehend, mit Blick auf den Spielplatz, an dem mich die Strahlen des Mondes wärmten.

Erinnerung an Geborgenheit.

Ich hatte versucht zu leben, wie man zu leben hatte. Jahrelang. Ich spielte Fußball, war Torwart, fuhr auf Turniere. Ich klaubte die Bälle aus der Luft und ließ mich feiern. Ich spielte überall mit, um nicht aus dem Rahmen zu fallen. Und weil mein Großvater meinte, für ein Kind wie mich sei es wichtig, »endlich dem Leben die Zähne in den Arsch zu hauen«.

Ich wusste, was normal war und was nicht. Ich ahnte es schon, als ich nachts mit meiner Mutter im Mondschein spielte. Ich spürte es, als ich den Helm trug. Und ich sah es jeden Tag, wenn ich auf die Stadtbahn zur Schule wartete. Tollen, schubsen, spielen. Das alles interessierte mich nicht.

Sobald die Sonne schien, wollte ich in den Keller. Ich vermisste es nicht, nach draußen zu gehen. In einem Café zu sitzen, etwas zu trinken. Ich vermisste es nicht, auf einer Decke im Freibad zu liegen und Eis zu essen. Ich hatte nicht das Bedürfnis, mich unter Leute zu begeben, mit ihnen zu reden, über sie, über mich. Ich brauchte keinen *Auslauf*, wie Lina es nannte. Ich wollte zu Hause sitzen, puzzeln, tüfteln, lesen, Filme gucken. Ich wollte blass sein, nicht gebräunt. Ich wollte schmal sein, nicht muskulös, ich wollte mit mir und Lina allein sein.

Lina verließ mich an einem Feiertag. Es regnete. Die Umzugskisten, die sie vor dem Wohnhaus abstellte, wurden nass. Ich half ihr dabei, ihre Sachen einzupacken. Teller, Tassen, Töpfe, Kleidung, Schminkutensilien, Lampen, Decken, Schalen, Schachteln, Schächtelchen. Das Kochbuch meiner Mutter behielt ich. Ohne ihr Wissen. Ich zog es aus einer der Kisten heraus, die schon vor der Tür standen.

Bevor sie in den Umzugswagen stieg, sagte sie: »Es wird Zeit, dass du deinen imaginären Helm abnimmst, Wolf.«

Ich nickte. Ich wusste, was sie meinte. Aber der imaginäre Helm störte nur sie, nicht mich. Dennoch blieb das Unbehagen, dieser dunkle, feste Kloß, wieder einen Menschen verloren zu haben, den ich liebte.

Nachdem Lina gegangen war, war sie präsenter denn je. Ich spürte ihre Wärme, wenn ich alleine im Bett lag. Ich vernahm ihr Lachen, wenn ich unter der Dusche sang. Ich hörte sie

mit dem Papagei turteln, obwohl nur der Papagei von ihr sprach. *Good girl, good girl*. Das hatte sie ihm beigebracht.

Lina lebte zwar nicht mehr bei uns, aber sie war nicht fort. Egal, wohin ich ging, sie folgte mir. Nachts, wenn ich mich auf den Weg zur Arbeit machte, stand sie vor mir und bemitleidete mich. Den Finger auf mich gerichtet.

Ich konnte nicht mehr Türsteher sein. Es ödete mich an, an der Wand zu lehnen, während die Schlange von Leuten an mir vorbeikroch. Es nervte mich, Gesprächsfetzen aufzuschnappen, die ich nicht hören wollte. Es widerte mich an, wie sie sich anbiederten, um Eintritt zu erlangen in die Tanzhöhle.

Ich kündigte und zog mich zurück in meine Wohnung.

Ein weiteres Jahr verprasste ich das Erbe meines Großvaters und das meiner Mutter. Ich verbrachte meine Zeit damit, an Lina zu denken, indem ich mir verbot, an sie zu denken. Ich widmete mich der Decke meines Wohnraums. Der einzigen freien Fläche. Ich verkleidete sie mit Puzzles. Dubrovnik, Monemvasia, Bodrum.

Jeden Abend stand ich am Fenster, den Kopf auf die Hände gestützt, und zählte laut die Zigaretten, die auf dem Spielplatz geraucht wurden. Bei zehn antwortete der Papagei: *good boy, good boy*. Das hatte ich ihm beigebracht. Innerhalb von ein paar Tagen. Auch eine Maßnahme, um Lina zu vergessen und doch an sie zu denken.

Eine Woche nach meinem achtundzwanzigsten Geburtstag zogen neue Nachbarn ein, auf dem gleichen Stock mir gegenüber. Ein Pärchen, etwa in meinem Alter. Er arbeitete in einem Fahrradladen, sie leitete ein Reisebüro. Über sie bekam ich einen neuen Job.

Sie klingelten an der Tür, um elf Uhr vormittags, wollten sich mir vorstellen. Sie weckten mich, rissen mich aus dem Tiefschlaf.

Ich öffnete ihnen in Unterhose und T-Shirt, das Haar zerzaust, die Haut knittrig vom Kissen. Ich blickte auf einen Teller, auf dem ein Stück Marmorkuchen lag. Dann in die Gesichter von Lasse und Anja. Sie bestaunten meine Welt aus Puzzles. Er trug einen Pferdeschwanz. Locken, eng am Kopf anliegend. Sie auch. Gleiche Farbe, gleiche Frisur. Sie sahen aus wie Geschwister, die sich für eine Wohngemeinschaft entschieden hatten.

Anja klingelte eine Woche später erneut. Diesmal am Abend, nach der Tagesschau. Sie stand im Türrahmen, in Jeans und Bluse. Frisch geduscht, das Haar noch nass.

»Hi.«

»Hi.«

»Darf ich reinkommen?«

Sie setzte sich direkt aufs Sofa, vor den Fernseher, der noch lief.

»Hast du ein Glas Wein?«

»Ja.«

»Rot, bitte. Und trocken.«

Anja war vier Jahre älter als ich und hatte das Reisebüro ihrer Eltern übernommen. Sie war von Laatzen in die Nordstadt gezogen, weil sie in ihrem bisherigen Leben nur Laatzen gesehen hatte.

»Ist schon schräg. Den ganzen Tag mache ich nichts anderes, als Leuten Reisen in die Welt zu verkaufen. Und selbst bin ich noch nie geflogen.«

»Ich auch nicht.«

»Warum nicht?«

»Ist nicht so mein Ding. Bin lieber daheim.«

»Verstehe ich.«

»Wirklich?«

Sie antwortete nicht, zog sich stattdessen aus. Erst die Jeans, dann das T-Shirt. Einfach so. Ohne sich zu erklären. Sie legte sich aufs Sofa.

»Den Rest machst du.«

Es klang wie eine Drohung.

Ich fragte sie, ob sie keine Skrupel habe wegen Lasse. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, wir haben das geklärt.«

Anja wurde meine Chefin und meine Geliebte. Mir war nicht klar, ob Lasse wusste, dass ich mit seiner Freundin schlief. Er grüßte mich freundlich, wenn er mich sah. Sprach dann und wann mit mir im Treppenhaus, im Keller, auf dem Gehsteig. Anfangs fasste ich mich kurz, bemühte mich, ihm aus dem Weg zu gehen. Ein Kontakt im Haus war genug. Später fand ich Gefallen daran, ihm gegenüberzutreten und ein paar Sätze mit ihm zu wechseln. Ich vergaß nie zu erwähnen, was für ein schönes Paar Anja und er seien. Ich fühlte mich ihm überlegen. Das kostete ich aus.

Jeden Tag fuhr ich mit der Stadtbahn nach Laatzen ins Reisebüro. Setzte mich auf einen Drehstuhl vor einem Schreibtisch, der um die Ecke ging.

Ich war es nicht mehr gewohnt, morgens aufzustehen und tagsüber aktiv zu sein. Es machte mir zu schaffen. Doch Anjas Anwesenheit half mir. Gab mir Energie. Anders als Lina hatte sie keine Erwartungen an mich. Weder beruflich noch sonst. Und da ich sie nicht enttäuschen konnte, versuchte ich es erst gar nicht.

Harmonie.

Zuneigung.

Ohne Gefühl.

Es half mir, weniger an Lina zu denken.

Anja arbeitete mich ein. Geduldig, liebevoll. Nur nicht, wenn jemand das Geschäft betrat. Dann verhielt sie sich distanziert.

Sie hatte zwei Gesichter. Es war mir egal. Ich lernte viel von ihr, meiner Rollenspielerin, die sich ausschließlich von ihrer Intuition leiten ließ. Anja war schwer zu fassen. Sie entzog sich mir, sobald ich glaubte, sie zu haben. Was mich amüsierte. Ohne den Ehrgeiz zu verstehen, warum sie so handelte.

Abends saßen wir nebeneinander in der Stadtbahn, fuhren zu unserer Haltestelle, von der aus wir acht Gehminuten zu unserem Wohnkomplex zurücklegten. Backsteinexpressionismus. Klinkerreihen vom Feinsten.

Auf der Höhe des Hauptbahnhofs, wenn besonders viele Menschen in die Bahn einstiegen, nahm Anja meine Hand in ihre. Küsste sie. Hielt sie zwischen den Beinen warm. Ich gestattete es ihr, weil ich sie nicht liebte. So war es mir möglich.

Bei der Trinkhalle unweit unseres Hauseingangs ließ sie sie los. Kaufte sich eine bunte Tüte. Eine saure grüne Schlange, eine saure rote Schlange, drei Colaflaschen, eine Schnecke Lakritz, vier Frösche, einen Schnuller, zweifarbig.

Vor der Wohnungstür im zweiten Stock verabschiedeten wir uns und steckten beide die Schlüssel ins jeweilige Schloss. Ich drehte zweimal um, sie einmal. Ich hörte, wie sie launig ein lautes »Hallo« rief, dann fiel die Tür zu.

Seit ich tagsüber arbeitete, kochte ich abends. Rezepte aus dem Kochbuch meiner Mutter. Ich kaufte mir Gemüse und Fleisch, oft auch Fisch. Jedes Mal, wenn der Herd an war und ich umrührte oder Stücke von toten Tieren wendete, dachte ich an meine Mutter. Daran, wie sie aß und ihren Bauch streichelte, in dem ich heranwuchs.

Um drei Uhr morgens kroch Anja zu mir ins Bett. Außer am Wochenende. Sie hatte einen eigenen Schlüssel. Um fünf Uhr morgens ging sie wieder zu Lasse, ohne Licht zu machen im Treppenhaus. Und ohne vorher bei mir zu duschen.

Wir verstanden uns blind. Im Bett, aber auch sonst. Sie wusste nichts von meiner Vergangenheit. Es interessierte sie auch nicht. Sie wollte nur von der Zukunft sprechen. Davon, was sie vorhatte. Von ihren Plänen. Sie wollte in ein Selbstversorgerdorf an den Bodensee ziehen. Sie wollte Kinder haben, mindestens vier. Jedes Jahr eines. Nicht mit Lasse, nicht mit mir, nur mit jemandem, dem sie sich richtig verbunden fühle.

»Was willst du eigentlich von mir?«, fragte ich, als sie mir davon erzählte.

»Du hilfst mir dabei, mich von Lasse zu lösen, um das Leben zu führen, von dem ich träume. Du bist nur Mittel zum Zweck und damit Teil meines Plans.«

»Okay«, sagte ich, »wie auch immer.«

Ich selbst hatte keine Pläne. Aber ich hörte mir ihre gerne an.

An Anja denke ich oft zurück. Sie war der perfekte Mensch für mich – damals.

Anja und ich liebten uns zwei Briefe lang, die Bob mir weiter zu Heiligabend schickte. Zwei Briefe, in denen Bob sich dafür entschuldigte, dass aus dem Vorhaben, mich zu treffen,

immer noch nichts geworden war.

Inzwischen warf ich die Briefe weg. Nur die Fotos von Freddy behielt ich.

Gelegentlich dachte ich an Bob und meinen Bruder, obwohl ich nicht an jemanden denken wollte, der mir nahestehen könnte und es nicht tat. Ich stellte mir vor, wie Bob mit meinem Bruder Federball spielte. Wie er ihm Mathematik beibrachte und ihn Vokabeln abfragte. Deutsche. Ich hoffte, Bob würde meinem Bruder von mir erzählen. Nur gute Dinge. Und nicht, dass ich seine Mutter in die Klinik geschickt hatte, aus der sie nicht mehr lebend nach Hause gekommen war.

Anja trennte sich von mir, wie sie zu mir gefunden hatte. Sie klingelte an der Tür, verlangte nach Wein und hatte sich ausgezogen, bis sie beim Sofa war. Danach sagte sie: »Das war's. Unsere Zeit ist abgelaufen. Kein Sex mehr nach heute, auch kein Job. Ich mag dich. Tut mir leid, dass es so ist, wie es ist. Du machst mir doch keine Probleme?«

Ich schüttelte den Kopf.

Sie umarmte mich.

Ich umarmte sie.

Sie ging davon, den Schlüssel ließ sie da, mit einem Klacken auf dem Esstisch. Ich war nicht traurig darüber. Nur froh, nicht mehr morgens zur Arbeit gehen zu müssen.

Im halben Jahr darauf schlief ich fast nur noch. Tags wie nachts. Kaum war ich aufgestanden, wurde ich müde. Mein Bett war meine Wohnung. Ein Meter vierzig auf zwei Meter. Dunkelgraues Spannbettlaken. Siebenundneunzig Prozent Baumwolle, drei Prozent Elasthan.

Ich bewegte mich kaum. Nur um aufs Klo zu gehen. Zum Kühlschrank. Manchmal auch zum Fenstersims, neben den Papagei, den Mond betrachten und Zigarettenglut zählen auf dem Spielplatz.

Ich fing an, die Puzzlestücke fein säuberlich von den Wänden zu kratzen. Eins nach dem anderen. Als hätten sie nie dort geklebt. Ich dekonstruierte die Welt, die ich mir erschaffen hatte. Weiße Flecken, größer werdend. Begleitet vom Pfeifen des Papageis, dem ich das Zwitschern heimischer Vögel beigebracht hatte. Zurück zur Natur. Schleiereule. Nachtigall. Sein Talent hielt sich in Grenzen.

Anja war bei Lasse ausgezogen, kurz nachdem ich meine Kündigung eingereicht hatte. Ich erfuhr es von Lasse, der eines Abends bei mir an der Tür klingelte. Sturm.

Ich beobachtete ihn durch den Spion. Wie er wieder und wieder auf den Schalter drückte. Irgendwann klingelte er nicht mehr. Klopfte nur noch. Erst mit den Fingerknöcheln, dann mit der Faust. Dreimal kurz, dreimal lang. Es klang weniger aggressiv denn wie ein geheimes Zeichen, das wir vereinbart hatten. Für den Notfall. Aber sicher war ich mir nicht.